

Insel Verlag

Leseprobe



Rivera Letelier, Hernán
Die Filmerzählerin

Roman
Aus dem Spanischen von Svenja Becker

© Insel Verlag
978-3-458-17495-0



Hernán Rivera Letelier
Die Filmerzählerin

Roman

Aus dem Spanischen
von Svenja Becker

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel
La contadora de películas
bei Aguilar Chilena de Ediciones, Santiago de Chile.

© Hernán Rivera Letelier, 2009
Published by arrangement with
Guillermo Schavelzon & Assoc. Literary Agency

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2011
Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Erste Auflage 2011

ISBN 978-3-458-17495-0

I 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Die Filmerzählerin

*Für Claudio Labarca, den Bären,
der einen Filmerzähler als Vetter hatte.*

»Wir sind vom Stoff, aus dem die Träume sind.«
William Shakespeare

»Wir sind vom Stoff, aus dem die Filme sind.«
Fee Delcine

I Weil daheim das Geld zu Pferd unterwegs war und wir zu Fuß, kratzten wir, wenn in der Siedlung ein Film gezeigt wurde, den mein Vater (nur wegen des Hauptdarstellers oder der Hauptdarstellerin) für sehenswert hielt, unsere Münzen zusammen, bis es für eine Eintrittskarte reichte, und ich wurde hingeschickt, um den Film anzuschauen. Wenn ich dann aus dem Kino kam, musste ich ihn im Garniturzimmer der vollzählig versammelten Familie erzählen.

2 Es war schön, wenn nach dem Film mein Vater und meine Brüder zu Hause gespannt auf mich warteten, in einer Reihe wie im Kino, frisch umgezogen und gekämmt.

Mein Vater saß mit einer bolivianischen Decke über den Knien in unserem einzigen Sessel, und der war das Kinoparkett. Auf dem Boden neben dem Sessel glitzerten seine Flasche Rotwein und das einzige Glas, das noch im Haus war. Der erste Rang war die grob gezimmerte Holzbank, auf der meine Brüder Platz nahmen, ordentlich sortiert von klein nach groß. Als dann später einige ihrer Freunde im Fenster lehnten, wurde das die Loge.

Ich kam aus dem Kino, trank rasch eine Tasse Tee, der schon für mich bereitstand, und begann meine Vorstellung. Im Stehen vor der gekalkten Wand, die weiß war wie die Kinoleinwand, machte ich mich daran, ihnen den Film »von A bis Z« zu erzählen, wie mein Vater es wünschte, gab mir Mühe, keine Einzelheit auszulassen, kein Detail der Handlung, der Dialoge, der Figuren.

Und nicht dass jemand denkt, sie hätten mich ins Kino geschickt, weil ich die einzige Frau der Familie war und sie (mein Vater und meine Brüder) so galant

gegen die Damenwelt gewesen wären. Von wegen. Mich schickten sie, weil ich besser Filme erzählte als sie alle. Ja, genau, Sie haben sich nicht verhört: Die beste Filmerzählerin der Familie. Später dann die beste in der Häuserreihe und kurz darauf die beste im ganzen Minendorf. Meines Wissens gab es niemand in der Siedlung, der es im Filmerzählen mit mir aufgenommen hätte. Und egal, was für welche: mit Cowboys, Horror, Krieg, Marsmenschen oder Liebe. Und natürlich die mexikanischen, die mein Papa, als echter Mann aus dem Süden, am liebsten mochte.

Und es war auch ein mexikanischer, einer mit reichlich Liedern und Tränen, mit dem ich den Titel errang. Den Titel musste man nämlich erringen.

Oder glauben Sie, man hätte mich wegen meiner guten Figur ausgesucht?

3 Zu Hause waren wir fünf Geschwister. Vier Jungs und ich. Nach Alter und Größe die perfekten Orgelpfeifen. Ich war die Jüngste. Können Sie sich vorstellen, wie das ist, wenn man daheim mit lauter Brüdern aufwächst? Ich habe nie mit Puppen gespielt. Dafür war ich beim Klickern und Holzstockkegeln ungeschlagen. Und bei der Eidechsenjagd in den Salpeterfeldern war niemand schneller als ich. Ein Blick von mir, zack, Eidechse platt.

Ich lief Gottes langen Tag barfuß herum, rauchte heimlich, trug eine Schiebermütze und lernte, wie man im Stehen pinkelt.

Man *pinkelt* im Stehen, man *macht Pipi* im Sitzen. Und ich tat, was meine Brüder taten, und zwar überall draußen. Manchmal schlug ich sie beim Weitpinkeln um mehr als eine Handspanne. Gegen den Wind wohlgemerkt.

Mit sieben wurde ich eingeschult. Jetzt musste ich nicht nur Röcke tragen, sondern mich auch daran gewöhnen, wie ein Fräulein Pipi zu machen.

Lesenlernen war leichter.

4 Als mein Vater auf die Idee mit dem Wettbewerb kam, war ich zehn Jahre alt und in der dritten Klasse Grundschule. Seine Idee bestand darin, uns nacheinander ins Kino zu schicken und uns dann den Film erzählen zu lassen. Wer ihn am besten erzählte, würde jedes Mal gehen dürfen, wenn ein guter Film lief. Oder ein mexikanischer. Der mexikanische konnte gut oder schlecht sein, das war meinem Vater egal. Und natürlich musste das Geld für die Eintrittskarte vorhanden sein.

Die Übrigen würden sich damit begnügen, dass sie den Film nachher zu Hause erzählt bekamen.

Uns allen gefiel die Idee. Wir fühlten uns alle imstande zu gewinnen. Nicht von ungefähr, schließlich ahmten wir, wenn wir aus dem Kino kamen, genau wie die anderen Kinder in der Siedlung die Filmhelden in ihren besten Szenen nach. Meine Brüder konnten perfekt den o-beinigen Gang und schrägen Blick von John Wayne imitieren, Humphrey Bogarts überhebliche Lache und die unglaublichen Grimassen von Jerry Lewis. Bei mir lachten sie Tränen, wenn ich mich an Marilyn Monroes Augenaufschlag versuchte oder an der (ziemlich reich gesegneten) kindlichen Unschuld von Brigitte Bardot.

5 Der eine oder andere wird sich schon gefragt haben, wieso mein Vater nicht selber ins Kino ging und sich die Filme ansah. Wenigstens die mexikanischen. Mein Vater konnte nicht gehen. Er hatte einen Arbeitsunfall gehabt und war von der Hüfte abwärts gelähmt. Jetzt arbeitete er nicht mehr. Er bekam eine jämmerliche Invalidenrente, die mit Ach und Krach fürs Essen reichte.

Einen Rollstuhl zu kaufen, daran war nicht zu denken. Um ihn vom Esstisch ins Schlafzimmer oder vom Esstisch vor die Tür zu befördern (wo er gern seine Flasche Rotwein trank und zusah, wie der Tag und seine Bekannten vorbeigingen), hatten meine Brüder die Räder eines alten Dreirads an den Sessel montiert. Das Dreirad war das erste Ostergeschenk meines ältesten Bruders gewesen, und die Räder hielten dem Gewicht meines Vaters nicht lange stand, sie knickten seitlich weg, und man musste sie dauernd richten.

Und meine Mutter? Nun, meine Mutter hatte meinen Vater nach dem Unfall sitzenlassen. Ihn und uns, ihre fünf Kinder. Einfach so, paff! Deshalb hatte mein Vater uns verboten, dass wir sie zu Hause erwähnten. Den »Feger«, wie er sie abschätzig nannte.

»Kein Wort über diesen Feger«, sagte er, wenn einem von uns das Wort »Mama« herausrutschte. Dann verfiel er in ein Schweigen, aus dem man ihn für Stunden nicht mehr rausholen konnte.

6 Ich weiß noch, wie wir, als meine Mutter noch bei uns war (vor dem Unglück) und wir eine vollständige Familie waren und mein Vater arbeitete (und nicht so viel trank) und sie ihn nach der Arbeit mit einem Kuss begrüßte, wie wir da am Wochenende alle sieben zusammen ins Kino gegangen sind. Wie habe ich dieses Ritual geliebt: sich fürs Kino zurechtmachen!

»Heute läuft einer mit Audie Murphy«, verkündete mein Vater beim Heimkommen – zu der Zeit waren es die Stars, die den Filmen Klasse verliehen. Also zogen wir unsere besten Sachen an. Sogar Schuhe. Meine Mutter kämmte alle meine Brüder. Sie zog ihnen einen Scheitel wie mit dem Lineal und klatschte ihnen die Haare mit Zitronensaft an. Allen außer Marcelino, meinem vierten Bruder, der Haare hatte wie ein Pferd und den man kämmen konnte, wie man wollte, sein Kopf sah immer aus wie ein aufgeschlagenes Buch. Mir machte sie einen Pferdeschwanz, mit schwarzen Gummis festgezurt, dass mir die Augen fast aus dem Kopf quollen.

Wir besuchten immer die frühe Abendvorstellung. Das gefiel mir, weil der Sonnenuntergang für mich die schönste Stunde in der Wüste war. Die letzten

Sonnenstrahlen malten den Rost der Wellblechhäuser golden an, und die Farben der Dämmerung passten gut zu den Seidentüchern, die meine Mutter trug.

Sie liebte Seidentücher.

Wie alle anderen hier gingen auch wir mitten auf der staubigen Straße durch die Siedlung, der untergehenden Sonne entgegen. Mein Papa, der Mama am Arm führte, wurde von allen Männern, die vorbeikamen, begrüßt.

»Guten Abend, verehrter Castillo!«

»'n Abend, Don Sowieso!«

Mir fiel auf, dass sie ihn grüßten, dabei aber meine Mutter ansahen. Weil sie nämlich sehr schön war und jung und sich beim Gehen in den Hüften wiegte wie ein Filmstar.

Wenn wir an der Ecke beim Kino ankamen, hörten wir die Musik aus den alten Lautsprechern, und das Herz ging uns vor Freude über. Vor dem Saal standen Handkarren mit Süßigkeiten. Meine Mutter kaufte Liebesperlen für sich und Papa und für jeden von uns eine Tüte süßes Popcorn.

Wir betraten fast immer als Erste den Saal.

7 Wir waren nicht wie die anderen, die draußen blieben, bis der Marsch erklang und den Beginn der Vorstellung ankündigte, und die dann als Horde in den Saal drängten. Wir kamen gern früh und warteten drinnen auf den Film.

Gebannt saß ich im Bauch des halbdunklen Kinoschiffs, in einer Art Höhle, rätselhaft, geheimnisumwittert, ewig unerforscht. Mit dem Schritt durch den schweren Samtvorhang war mir, als träte ich aus der rauen Wirklichkeit in eine verwunschene Zauberwelt ein.

Wir setzten uns in die erste Reihe, fast mit der Nase vor die gewaltige weiße Fläche, zu der ich auf sah wie zum Hochaltar einer Kirche. Die Spannung steigerte sich bis zu dem wunderbaren Moment, wenn die Lichter erloschen, die Tür sich schloss, die Musik verstummte. Und dann füllte sich die Leinwand mit Leben und Bewegung.

Mir war, als schwebte ich in der Luft.

Es war der Höhepunkt des Zaubers, den das Kino auf mich ausübte. Auf mich und meine Mutter. Heute weiß ich das. Der Unterschied zwischen uns und meinem Vater und meinen Brüdern war, dass das Kino denen nur gefiel. Uns raubte es den Verstand.

Wenn die Lichter ausgingen, strafften sich alle und reckten den Hals vor der Leinwand. Ich nicht. Ich drehte den Kopf, um zu sehen, wie die Strahlen durch die Fensterchen des Vorführraums flirrten, die Leere über unseren Köpfen durchmaß, auf die Leinwand trafen und in Bildern und Tönen zerstäubten. Und häufig, wenn der Film nicht so unterhaltsam war, wie ich es mir gewünscht hätte (viel Blabla und wenig Action), schaute ich auf und betrachtete verzückt die staubglitzernde Lichtgarbe über mir. Mir schien es ein Wunder, dass ein Lichtstrahl wie dieser so beeindruckende Dinge transportieren konnte: Eisenbahnen, denen Indianer zu Pferd nachjagten, Piratenschiffe in tosender See oder grüne Drachen, die aus sieben Köpfen Feuer fauchten.

Damals dachte ich, auch die Stimmen steckten in dem Licht, das Knallen der Schüsse, die anrührenden Lieder der Mariachis in den mexikanischen Filmen. Später lernte ich dann, dass es nicht so war. Wie ich noch vieles andere lernte, manches eher technischer Natur, etwa, dass es vierundzwanzig Einzelbilder pro Sekunde sind, die vor den Augen der Zuschauer ablaufen und die Illusion von Bewegung erzeugen. Ich hatte keine Ahnung, wozu ich diese Sorte Wissen je brauchen würde, aber ich wollte alles über das Kino erfahren. Etwa zu der Zeit entdeckte ich in der Bibliothek der Siedlung die Zeitschrift *Ecran* und begann sie zu lesen.

Ich verschlang sie.

Aber ich will nicht vorgreifen, das war nämlich,
nachdem ich zur Filmerzählerin geworden war.